



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

γλ.: Vom Reisen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geriren. Sie hat deshalb auch nicht den geringsten ethischen oder philosophischen Wert, sondern ist nur interessant in ihrer Verknüpfung mit einer gewalttätigen und genialen künstlerischen Produktionskraft, für die sie den Hintergrund abgibt. In diesem Zusammenhange kommt ihr auch eine subjektive Wichtigkeit zu, da man Wagners Werke nicht richtig verstehen würde, wenn man über die Ideale, die zeitlebens das Herz des Dichterkomponisten bewegt haben, nicht im klaren ist. Dagegen dürfte es nicht zum Ziele führen, wenn man durch allgemeine praktische Anwendung dieser Ideale die Menschheit zu erlösen versuchen wollte. Was bei einem solchen Versuche herauskommen würde, kann man sich leicht ausmalen, und es ist gewiß keine Verkenning des eigentümlich gearteten Wagnerschen Genies damit verbunden, wenn man gegen die Zumutung, aus Wagners Theorien oder Werken neue Erkenntnisquellen für ethische oder soziale Probleme abzuleiten, als eine gänzlich unberechtigte protestirt.

Keineswegs soll aber dieser Protest so gedeutet werden, als richte er sich gegen das Vorhandensein der Werke Wagners selbst. Daß ein Künstler die Empfindungen und Ideen, die den Inhalt seines Wesens ausmachen, in der Form von Kunstwerken auszusprechen sucht, ist ein ewig unveräußerliches Recht des Künstlers, ja es ist sogar sein eigentlicher Beruf, seine Bestimmung, und in diesem Sinne sind sämtliche Werke Wagners von hervorragender Bedeutung, als Werke einer titanisch angelegten Natur, die man auch in ihren Ungeheuerlichkeiten noch um so lieber zu bewundern geneigt ist, je weniger unverständige Anbeter für das nur subjektiv Wichtige und Bedeutsame eine objektive Giltigkeit verlangen, die ihm nicht zukommt.

Man versuche es einmal wieder mit der alten Liebe, die den Nächsten liebt wie sich selbst, und die Herren Wagnerianer mögen mit gutem Beispiele vorangehen. Wir würden uns gerne bemühen, dem guten Beispiele zu folgen, umsomehr, als wir ohnehin überzeugt sind, daß diese alte Lehre noch für lange Zeit ausreicht.



Dom Reisen.



ätten nicht alle Bildungsmittel nur einen relativen Wert, so müßten wir uns auf dem geraden Wege zur menschlichen Vollkommenheit und schwerlich mehr weit vom Ziele befinden. Wie Kranke, die sich selbst kuriren wollen, gebrauchen wir alles durcheinander, was die populäre Wissenschaft als nützlich für den Verstand, das Gemüt, die Phantasie, den Geschmack, den Charakter empfiehlt. Lesen bildet, und

alle lesen alles; das öffentliche Leben bildet, und jedermann baut auf seine Art mit an dem besten Staate; die Kunst bildet, und wir versäumen keine Gemäldeausstellung und kaufen illustrierte Ausgaben klassischer und nichtklassischer Bücher; Reisen bildet, und wer reiste nicht? Zudem hat das Wort reisen einen ganz andern Sinn bekommen. Eine Fahrt von fünfzig oder achtzig Meilen machen, was ehemals ein Ereignis für das ganze Leben blieb, fällt heute garnicht mehr unter jenen Begriff. „Er ist verreist.“ — „Auf längere Zeit?“ — „O nein, nur mit dem Vergnügungszuge zu den Katarakten des Nil oder nach Hammerfest, er wird bald wieder da sein!“ Das Reisebeschreiben wird eine brotlose Beschäftigung. Wenn der Autor nicht wenigstens von den Höhen des Himalaya oder aus dem Innern von Afrika kommt, so empfängt ihn ein allgemeines: „Kennen wir aus eigener Anschauung!“ und er darf seine Erlebnisse nicht einmal ausschmücken, weil jedermann ihn zu kontrolliren vermag. Auch wissen Sache es eigentlich nicht ist, sich tagelang im Eisenbahnwagen schütteln zu lassen, der macht es schandehalber mit, weil er sich nicht der Beschämung aussetzen will, eingestehen zu müssen, daß er Paris, Rom und Petersburg nicht „kennt.“ Denn Gott sei Dank! wir kennen das alles, mit einem Rundreisebillet von sechs Wochen Gültigkeit kann man viel abmachen. Wie erweitert sich der Horizont, wenn man sich überzeugt, daß unter allen Breitengraden mit Wasser gekocht wird!

Ohne Ironie: es ist eine herrliche Sache um die Möglichkeit, in derselben Zeit und mit denselben Kosten, wie dereinst „von Memel nach Sachsen,“ nun die zehnfache Entfernung zurücklegen zu können; aber Talent zum Reisen gehört auch dazu. Das hat nicht jeder, verschiedenen ist es in verschiedenem Maße verliehen, und es kann ausgebildet werden, wie jedes Talent. Deshalb sind die Früchte des Reisens oft sehr problematischer Natur. Gerade die jetzige Art zu reisen mit fünf Minuten Aufenthalt, dies gedankenlose, zwecklose Herumfahren in der Welt, unvorbereitet, ohne Muße, etwas ordentlich anzusehen, ohne den Willen, sich über irgend einen Gegenstand zu unterrichten, ist wohl als ein neues Förderungsmittel der Oberflächlichkeit zu betrachten. Das alte Wanderleben der deutschen Handwerksburschen hatte gewiß allerlei übles im Gefolge, besonders seit der Zunftverband seine wahre Bedeutung eingebüßt hatte, zur überlebten Formsache geworden war; aber für sein späteres Leben brachte es dem Gefellen entschieden mehr Nutzen, daß er den Ranzen auf dem Rücken ein Stück Welt und mancherlei Lebensgewohnheiten und Arbeitsgebräuche kennen lernte, anstatt ein viel größeres Stück vom Waggonfenster aus zu sehen und in den großen Städten Unterricht in sozialrevolutionären Doktrinen zu nehmen. Was aber die Vergnügungs- und Bildungsreisen betrifft, so haben die Fortschritte des Verkehrs wesens gewissen alten Spottreimen nicht ihren Stachel genommen:

Es flog ein Gänschen übern Rhein
Und kam als Gifgat wieder heim.

Oder:

Als Herr von Quist von seinen Reisen
Nach Hause kam, erzählte Herr von Quist:
In Frankfurt ist
Im Roten Hause gut zu speisen.*)

Von mehr als dem Küchenzettel weiß oft auch der moderne Reisende nicht zu berichten, und dabei bleibt noch fraglich, ob er mit solchem Verständnis urteilt wie Herr v. Quist, denn in der Regel verlangt er, daß die ganze Welt kochen, backen und brauen solle, wie er gewohnt ist, und verachtet die Barbaren, welche sich ihrem Klima, ihrer Vegetation und ihrer Beschäftigung entsprechend nähren.

Um zu erfahren, daß es Menschen giebt, welche nicht den allermindesten Beruf zum Reisen haben, braucht man sich selbst gar nicht von seinem Wohnorte zu entfernen; sie begegnen einem überall, langweilen und ärgern sich überall, und machen jedem Menschen und jeder Sache Vorwürfe, als ob sie heimtückischer Weise von zu Hause weggeleckt worden wären, um für ihr schönes Geld schlecht zu fahren, schlecht zu wohnen, schlecht zu speisen, Städte und Landschaften zu sehen, die sie gar nicht interessiren, eine unverständliche Sprache oder einen ungebildeten Dialekt zu hören u. s. w. Zur Erhöhung des Übels ist diese Sorte unverbesserlich. Man sollte glauben, daß jedes Mitglied einmal und nie wieder sich über das Weichbild der Geburtsstadt hinauswagen würde; aber nein, sie scheinen die Aufregung alljährlich zu brauchen wie eine Frühlingskur, und es bleibt daher nichts andres übrig, als sich vor ihnen zu flüchten, so weit die Füße tragen.

Eine andre Spezies hat eine gewisse beschränkte Empfänglichkeit und Genußfähigkeit und begeht nur den Fehler, sich nicht innerhalb dieser Grenzen zu halten. Es ist ja niemand ein Vorwurf daraus zu machen, wenn er nur für Naturschönheit Sinn hat, oder auch nur für solche in einem bestimmten, ihn anheimelnden Charakter oder einer bestimmten Kategorie, Gebirge, Ebene, Meer u. s. w.; oder wenn er überall nur den Menschen sucht und sieht, sich in fremde Art nicht zu finden weiß, oder umgekehrt ihm nichts absonderlich genug vorkommen will. Aber hierüber sollte doch jeder bald mit sich ins Reine kommen und darnach als Reisender seine Schritte lenken. Allein auch diese Art von Menschen zwingt sich so gern zu Genüssen, die von andern gepriesen werden, und plagt damit überflüssigerweise sich selbst und die Mitreisenden. Da werden unzulässige Vergleiche angestellt zwischen den Alpen und dem Meeresufer, zwischen

*) Die Beobachtung des Herrn von Quist war ohne Zweifel richtig. Goethe schreibt 1797, d. 26. April, an Schiller: „Mit dem Frieden [von Regensburg] hat es seine Richtigkeit. Eben als die Franzosen wieder in Frankfurt einrückten und noch mit den Österreichern im Handgemenge waren, kam ein Kurier, der die Friedensnachricht brachte; die Feindseligkeiten wurden sofort eingestellt und die beiderseitigen Generale speisten mit dem Bürgermeister im Roten Hause. Die Frankfurter haben also doch für ihr Geld und ihr Leiden einen Theatercoup erlebt, dergleichen wohl nicht viel in der Geschichte vorkommen.“

Grenzboten III. 1882.

Karlsruhe und Antwerpen, da hat man sich alles ganz anders vorgestellt, kann den Schwaben nicht verzeihen, daß sie schwäbisch, den Engländern nicht, daß sie englisch sprechen, den Tirolern nicht, daß sie durchweg ein apartes Wesen haben, und den Italienern nicht, daß sie sich wie andre Menschenkinder kleiden, anstatt so, wie man sie vom Maskenballe her kennt. Und wer in die Empörung nicht mit einstimmen will, der ist ein Heuchler, der affektirt, der ist ein Anbeter alles Fremden.

Wie viel Geld und wie viele Enttäuschungen könnten dergleichen Leute sich ersparen, die einen, wenn sie zu Hause blieben, die andern, wenn sie nur ihrer Neigung folgten, und — wie viel angenehmer würde für noch andre das Reisen!

Besonders in Italien hat man stets neuen Anlaß, den Gell-Zels mit seinem „Italien in 60 Tagen,“ die Gesellschaftsreisen zum Besuch und die wohlfeilen Rundreisebillets zum Teufel zu wünschen. Den Belehrungen über Geld, Verkehrsmittel, Sprache und Kunstgeschichte, welche die Reisebücher erteilen, sollte als wichtigstes vorangestellt werden eine Abhandlung über die persönlichen Eigenschaften, die notwendig sind, um das Land mit irgendwelchem Nutzen zu bereisen und über alles das in der Natur, in der Bauart, in den Lebensgewohnheiten, was den Nordländer, der zum erstenmale über die Alpen kommt, unter allen Umständen fremd anmuten muß. Denn gerade in diesen Dingen völlig unvorbereitet kommen alljährlich Schaaren in Italien an, und während dieser nicht wagt zu gestehen, daß das, was er sieht, zu seinem Phantasiebilde schlecht stimmt, ist jener bei dem Betreten des fremden Bodens schon mit seinem Urteil fertig und findet, je weiter er vordringt, nur lauter Bestätigungen desselben. Waren früher die reisenden Engländer verrufen und Gegenstand des Spottes, so fangen, wie jeder unparteiische Beobachter einräumen wird, unsre lieben Landsleute an, ihnen heftige Konkurrenz zu machen. John Bull steht uns oft im Wege, langweilt oder ärgert uns durch sein rücksichtsloses Benehmen, amüsiert aber auch, namentlich bei heerdenweisem Vorkommen, wenn der Leithammel die Beschreibung eines Kunstwerkes oder einer Ansicht aus dem Murray laut vorliest und alle übrigen gewissenhaft nachlesen, ohne dem Objekt einen Blick zu schenken. Unter den Deutschen aber grassirt die Unsitte, alles, was ihnen durch den Kopf geht, mit schmetternder Stimme zum besten zu geben, ob sie unter sich sind oder zusammen mit hunderten. Man glaubt nicht, wieviel (beiläufig bemerkt) diese Manier unser aller Verhältnis zu den Franzosen erschwert. Ohne die Thorheiten, zu welchen die Franzosen seit dem Kriege stets aufgelegt sind, im mindesten entschuldigen zu wollen, muß doch zugegeben werden, daß ihnen das Auftreten vieler Deutschen die Rückkehr zu einer vernünftigen Ansicht der Dinge unmöglich macht. Das Jahr 1878, welches tausende nach Paris führte, hat notorisch den Ingrimm der Besiegten neu geschürt, da so viele Deutschen sich nicht wie Gäste, sondern wie Eroberer zu fühlen schienen, und das Idiom, welches dem Franzosen

niemals sympathisch gewesen, seit 1870 verhaßt ist, an allen öffentlichen Orten mit einer nicht bloß den Eingebornen verletzenden Aufdringlichkeit sich geltend zu machen suchte. Die geffiffentliche oder gewohnheitsmäßige Vernachlässigung von Formen, deren Beobachtung nur eine geringe Aufmerksamkeit erheischt und zu nichts verpflichtet, wird — und nicht einzig den Franzosen gegenüber — ein politisches Moment, welches volle Beachtung verdiente. Die eiserne Hand soll bekanntlich im Sammethandschuh stecken, das schlimmste aber ist, wenn im eisernen Handschuh eine weiche Hand gespürt wird!

Die Italiener sind nicht so empfindlich. Seit langem gewöhnt, forestieri aller Gattungen ihr Wesen treiben zu sehen, zu belachen und gelegentlich an ihrem Geldbeutel hüßen zu lassen, haben sie jetzt auch keine Ursache mehr, an der deutschen Sprache oder an deutschem Italienisch besondern Anstoß zu nehmen. Umfomehr duldet der Deutsche selbst durch die Nachfolger des einst mit Unrecht verlegerten königlich preussischen Auditeurs Gustav Nikolai. Mit Unrecht ist er verlegert worden, denn er legte mit aller Offenherzigkeit dar, mit welchen Vorstellungen der Durchschnittsdeutsche nach Italien geht und wie gründlich und bitter seine Enttäuschung sein muß. Zur Warnung seiner Landsleute schrieb er „Italien, wie es wirklich ist,“ und es wäre verdienstlich, wenn in eine von den vielen Sammlungen älterer, halbvergessener Schriften, die jetzt veranstaltet werden, auch diese, vielleicht in zweckmäßiger Kürzung, Aufnahme fände. Manches hat sich allerdings seitdem geändert. Eiserne Bettstellen sind bis in die kleinsten Gasthöfe vorgedrungen, und sie nebst polvere insetticida, Räucherkerzchen und rechtzeitigem Fenstereschluß sichern gegen die so gefürchteten „Nachtigallen,“ Zanzaren und andres Insektengezücht; sich mit Betturinen herumstreiten zu müssen, hat der gewöhnliche Reisende kaum noch eine Gelegenheit, die Reinlichkeit wenigstens auf Gassen und Plätzen hat unter piemontesischem Regiment geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht (nur auf vatikanischem Gebiet besteht noch die unumschränkte Freiheit des bisogno), und wenn auch das eingewurzelte Bettelwesen nicht so bald gänzlich auszurotten sein wird, so steckt man ihm doch Grenzen, und wieviel die Fremden zu dessen Ausbreitung beigetragen haben, gewahren wir in Gegenden, die von Touristen selten berührt werden, und wo der Unfug in viel geringerem Grade, oft gar nicht lästig fällt. Die Neigung aber, die Unkenntnis der Sprache, der Verhältnisse, vielleicht sogar des Geldes bei einem Ausländer sich zu Nuzze zu machen, gedeiht nicht ausschließlich unter dem Himmel Hesperiens. Somit fällt eine ganze Reihe von Klagepunkten des guten Nikolai teils gänzlich weg, teils ist sie von geringerer Bedeutung. Wer nur einigermaßen sich zu akklimatisiren und zu akkommodiren versteht, reist heute in Italien wohlfeiler und angenehmer als in vielen andern Ländern. Doch wollen eben zu viele nicht den leisesten Versuch in dieser Richtung machen. Was ihnen ungewohnt ist, ist ihnen unangenehm, unerträglich, darauf schelten sie ungebührlich, verlangen Dinge, die der Italiener nicht kennt, gewöhnlich noch in

einem bitterbösen Italiensich: kann man es auffallend finden, daß ihnen dafür kein freundliches Gesicht gezeigt, keine Gefälligkeit erwiesen, aber wohl mehr Geld abgenommen wird? Wem die italienische Kost nicht zusagt, der ist allerdings übel daran, aber sicherlich ist oft starke Einbildung mit im Spiele, z. B. wenn Leute behaupten, in Oberitalien das Gebratene nicht vertragen zu können, weil sie wissen, daß es mit — meist vortrefflichem, frischem — Olivenöl zubereitet ist, hingegen an dem Rindschmalz in Rom keinen Anstoß nehmen. Wie dem auch sei: bist du der Ansicht, daß jede andre Küche, als die deine, des gebildeten Menschen unwürdig sei, so bleib Italien fern, oder begnüge dich mit den größten Städten und den internationalen Hotels derselben, zahle dreifach, und kehre nach Hause zurück, ohne italienisches Leben kennen gelernt zu haben.

Italienisches Leben — daß dies noch immer die originellsten, anziehendsten Schauspiele gewährt, unterliegt keinem Zweifel, vorausgesetzt den Sinn für das Charakteristische, Malerische, wirklich Nationale. Aber ältere Reiseschilderungen und alberne Novellen verschulden, daß Michel Sauerkraut auf Schritt und Tritt neapolitanische Fischer mädchen und (unschädliche) Kalabresen, Saltarello und Tarantella zu sehen erwartet, und für die stets wechselnden Genrebilder auf Fisch- und Gemüßemärkten, in Kirchen und Osterien kein Auge hat.

Und nun die Landschaft! Nikolai fragt wiederholt, was die gepriesensten Gegenden vor dem deutschen Walde voraus hätten, und erinnert sich beim Anblick der Häuser wehmütig der Willen im Berliner Tiergarten. Darüber hat man viel gespottet, und dennoch spricht er im Namen von Tausenden. Es gehört ja in der That eine Schulung des Auges dazu, um die Schönheit der Oliven- und Cypressenhaine, der tiefer gestimmten Färbung der Vegetation, der Gebirgsformationen, mit einem Wort der südlichen Natur zu erfassen; und es ist gewiß, daß Jahr für Jahr viel Entzücken erheuchelt wird von Neulingen, die just über den Brenner oder den Gotthard gekommen sind. Es handelt sich auch da wieder um die Fähigkeit, zu sehen und Fremdes unbefangen auf sich wirken zu lassen, und wer fest entschlossen ist, nur Buchenwälder und saftgrüne Wiesen als „Natur“ anzuerkennen, dem hat Italien keine Natur zu bieten, der verbringt seine Ferien viel besser im Thüringer Walde oder im Salzkammergut.

Endlich wäre wohl nicht zuviel verlangt, daß jemand, der die Pilgerschaft nach Italien antreten will, sich vorher prüfe, ob er irgendein Verhältnis zur bildenden Kunst hat oder nicht, ob er weiß, was alte Kunst ist, oder wenigstens es lernen möchte. Es ist zum Erbarmen, die guten Leute mit dem Reisebuch in der Hand vor Giotto oder Mantegna stehen oder durch das Lateranische Museum wandern zu sehen, ernstlich gewillt, alles das zu entdecken, was ihnen in Zitaten aus Cavalcaselle oder Burckhardt u. berichtet wird, das ganze Gesicht ein Fragezeichen der Hilflosigkeit. Doch der Ärger fängt erst an bei den Überlegenen, welche entweder durch die witzige Frage: „Muß man das auch schön finden?“ uns in die Enge treiben wollen, oder ihren Maßstab der Un-

kenntnis mit Brutalität anlegen. Welche Sentenzen werden einem da unverlangt aufgetischt! Was wollen Personen in Italien, die auf der Höhe von S. Miniato ausrufen: „Alles kein Berlin, weiß Gott!“ und in der Arena zu Padua: „Der Mann hat ja gar nicht zeichnen können“? Beide Äußerungen sind historisch. Ausnehmend günstig für derartige Studien ist Verona, eine der am meisten italienischen Städte, lebhaft, in unvergleichlicher Lage und unererschöpflich an Kunstschätzen jeder Art und aus den verschiedensten Zeiten. Auf den Empfänglichen pflegt es, an der Grenze nordischer und südlicher Natur, germanischen und romanischen Wesens gelegen, beinahe berauschend zu wirken; und welche Dinge bekommt man eben dort zu hören! „Was ist das?“ fragte ein augenscheinlich den gebildeten Ständen angehörender junger Mann, als um Mitternacht der Wagen des Hotel San Lorenzo den Triumphbogen passirte. „So? Na, wenn die Römer nichts besseres gekonnt haben. . .!“ — „Also Giardino-Giusti-Garten heißt das? Na, viel ist nicht dran. Muß man da oben auch 'raufflettern?“ Der Cicerone setzte zungenfertig auseinander, das werde allerdings nötig sein, an dem klaren Oktobertage sei die Aussicht ebenso weit als schön — aber die Gesellschaft ließ sich dadurch nicht verlocken, womit wir, von oben das Gespräch mit anhörend, sehr zufrieden waren. Eine Dame erzählte ganz enthusiastisch von ihrem ersten Ausfluge nach Oberitalien. Mailand und Venedig, Lionardo und Tizian, Bramante und Sansovino, alles hatte sie in acht Tagen gründlich studirt. Und Verona, ob das keinen Eindruck gemacht habe? „O ja,“ antwortete sie gedehnt, „das Amphitheater ist recht interessant.“ Ich könnte noch lange so fortfahren.

Vor einiger Zeit wurde halb scherzhaft, aber im Grunde mit allem Recht und allem Ernst vor der Mode gewarnt, Italien zum Ziel von Hochzeitsreisen zu machen. Allerdings ist dieser äußere Anlaß ein erschwerender Umstand für diejenige Klasse von Menschen, welche überhaupt nicht für das Reisen geschaffen sind oder doch in Italien nichts zu suchen haben. Die Warnung muß aber allgemeiner gefaßt werden. Eines schickt sich nicht für alle. Man verlangt ja auch nicht von einem Bookmaker, daß er sich für alte Handschriften interessiren oder von einem Gelehrten, daß er auf den Turf gehen solle. Und wer es seiner Stellung schuldig zu sein glaubt, auch dem Reisesport, und zwar mit der Richtung nach Süden, Opfer zu bringen, der beauftrage Mittellose, das Geschäft für ihn zu besorgen, so kann beiden Theilen — und noch andern geholfen werden.

γλ.

